Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Das Winzerfest in Vivis [Fortsetzung]
Autor: Ziegler, Eugen
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575391

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Winzerfest in Vivis. Die Autoren des Festspiels: (von links nach rechts) Jean Moray, Zeichner der Kostüme und Organisator der Gruppen, Gustave Doret, Komponist, René Moray, Dichter des Textes.

Das Winzerfest in Vivis.

Mit einer Kunstbeilage und dreizehn Abbildungen im Text.

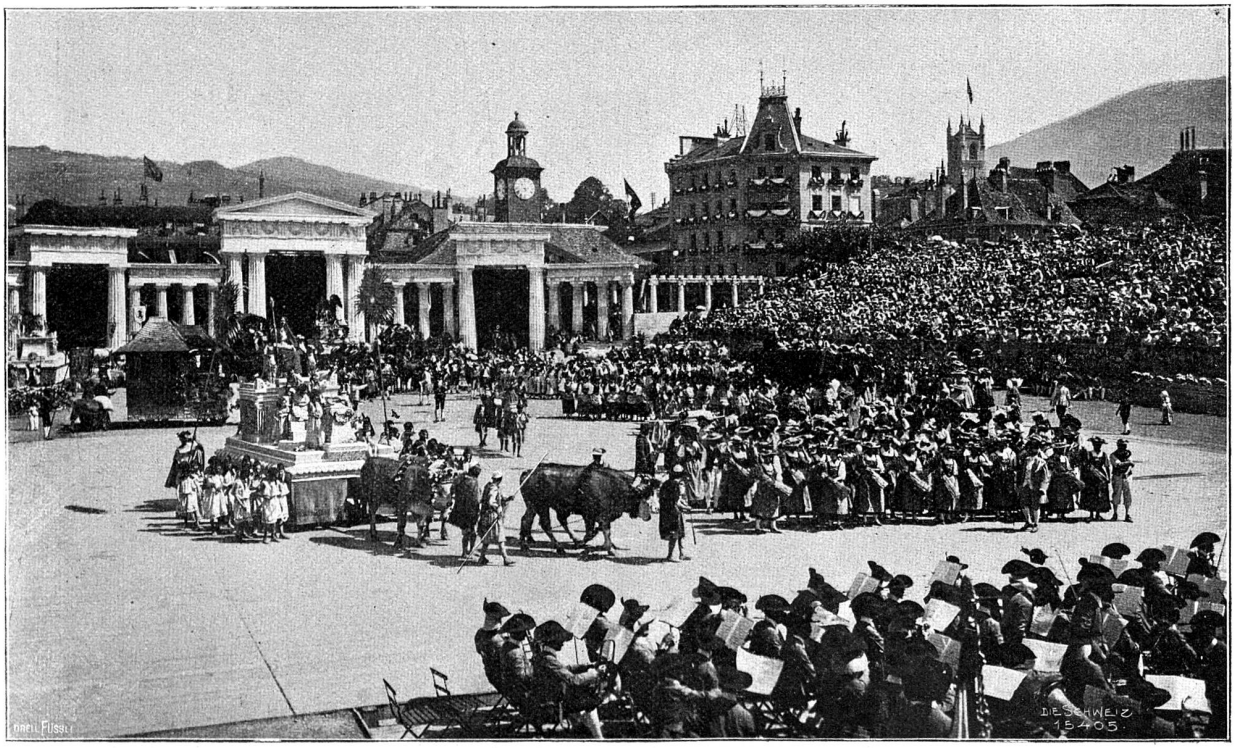
(Fortsetzung statt Schluß).

Der Sommer zieht herauf.

Großzügig und eindrücklich ist die einzelne Jahreszeit von vornherein durch die Farbe charakterisiert. Während dem Winter der Realismus seiner Trachten eine eigene Charakteristik in Farben ganz versagt, der Frühling durch seine drei, vier süßen, zarten, halben Töne redet, der Herbst alle, alle Farben in überwältigend reicher Abstufung vereint auf uns hereinstürmen läßt, gilt und herrscht beim Sommer nur das eine mächtige triumphierende Rot. Ein geradezu einziges Rot. So rein rot ohne die leisesten Schatten aus einer andern Farbe ist keine Flamme und kein Sonnenuntergang; vielleicht ist es wirklich nur in Blumen zu finden, denen ja seit Salomons Zeiten alle beste Sehnsucht in der Kunst der Bekleidung nachgeht. Das Rot des Mohnes und das Rot der Callablüte, die sind wohl dem herrlichen Rot im Feierkleid unserer Ceres priesterinnen am nächsten verwandt. Ein Paar darunter ist nie wieder zu vergessen, davon die eine die volle Garbe goldenen Korns, die andere eine gleich große Garbe der blauen Kornblumen trägt. Wie das Gold der Aehren und das Blau der Blumengarbe mit dem leuchtenden Rot im Gewand der priesterlichen Trägerin zusammenjubelt, ist allein ein Hymnus. Ein Hymnus von einer Macht, wie er nur im Reich der Farbe erklingen und erhallen kann.

Rot wieder leuchten die Röcke der muntern Schnitterinnen, rot die Westen der Schnitter. Das alles ist in einem Wort eine förmliche Offenbarung über den Sinn dieser Farbe: Leben, Leben in der ganzen Glut und auf der Höhe der Vollkraft muß sie bedeuten. Leuchtend bunt geschmückt gehen nun auch die braunen Stiere am Götterwagen.

In allem drückt sich der hohe Ernst der Jahreszeit aus, dem zarten lachenden Frühling gegenüber. Jugendlich, innig, selbst fast noch kindlich graziös ist uns die Priesterin des Frühlings in ihrem silberumwobenen Weiß und Blau erschienen, nicht anders als ein leichtes freies Frühlingswölklein vor uns aufzieht. Mit dem großen, feierlichen Pathos in Hand und Haltung und mit gewaltiger, allen Chören gewachsener Stimme gibt Frau Welti-Herzog, die Dienerin der Ceres, die Sommerpriesterin. So kommt heute die mimische Macht der großen Diva im vaterländischen Fest zu Dienst. Sie tritt voran, vor das edle Schauspiel ihrer opfernden Gehülfinnen am Altare, und ruft zur Sonne hinauf:



Vom Winzerfest in Vivis. Sommer. Cereswagen und Schnitter. — Phot. A. Krenn, Zürich.

«Soleil d'amour, soleil de joie,
Astre éclatant brille et flamboie,
Dans le ciel illimité!
Fais tressaillir la terre blonde,
Sous ton baiser qui la féconde,
O splendeur de l'été . . .»

Die drei letzten Verse nimmt der Chor wieder auf. Jetzt singt sie den Scheinschlaf der Erde unter dem Bann der brennenden Strahlen. Schimmernd wie Gold und Purpur geht es über das reife Korn, das der Ernte harrt. Im Schweigen der Mittagsstunde breitet der herrliche Sommer seinen großen Frieden aus. Nur die Grillen in den Furchen läuten mit ihren klaren Glöcklein, und von der Hitze zittert das hohe Gras. Und wieder ein Gebet an die Sonne, um all ihre Strahlen, wieder kommt es im Chor zurück.

Und weiter singt und betet sie zu Ceres, der Göttin über der Hoffnung im Kornfeld und über den Schrecken des Gewitters.

Die Schnitterinnen mit ihren schönen fertigen Garben und die Schnitter mit der Sichel erzählen ihr Treiben. Sie haben von der Lerche einen gar niedlichen Refrain. Und wieder folgt dem schildernden Sang der heitere Tanz.

Freude, Triumph, Zuversicht, das hohe Leben haben es mit lauter Pracht in Ton und Farbe. Da ergreift schon gleich in ihrer äußern Aermlichkeit die farblose, graublaue, stille Gruppe der Aehrenleserinnen. Still in ihrer rührenden, armseligen Einfachheit. Ihnen ist doch eine der wunderbarsten Rollen eigen. Ihr Aeußeres hat uns schon vorbereitet auf das müd melancholische Lied, mit dem sie ihr demütiges Tun begleiten. Dies ist eine der tiefsten und schönsten Stellen. Tränen sind denn auch ihr am meisten geflossen.

Der Refrain bringt die Stimmung dieser Arbeit und ihrer Tage in einer ganz klassischen Anschaulichkeit zum Ausdruck. Ein trautes Volkslied unter den liebsten ist einem da im Handum ins Herz gewachsen.

A la glane
Le bluet se fane
Dans les champs dorés.

Da heißt es in der dritten Strophe:

La belle moisson
Pour nous est finie.

Aber die letzte gehört ganz her:

Quand la mort voudra,
Elle glanera
La moisson humaine.
Le repos sera
Le prix de nos peines.
A la glane
Le bluet se fane
Dans les champs dorés.

Die wahre, urzeitlich gültige Aehrenleserinnenweisheit und Aehrenlesemelodie! Während sich alles flüchtet vor dem Hereinbrechen eines Gewitters, klingt immer noch in süßem Ersterben die wehmutvolle Weise nach, bis sie untergeht vor dem Chor, in dem aller Schreck, alle Angst vor dem Sturm und Regen und Hagel ausbrechen. Aber das Schlimmste verzieht sich. Das gerettete Völklein kniet andächtig nieder und sendet mit seiner Priesterin zur Ceres mit den blauen Augen die dankesvollen Lieder empor für das gnädige Verschonen der Ernte und der Früchte und die Erquickung, die den ermatteten Fluren geworden. «Souris-nous doucement à travers de tes pleurs!» Bei der zweiten Aufführung, die durch den nicht über jeden Zweifel erhabenen und beängstigend oft

Vom Winzerfest in Vivis. Sommer. Tanz der Sennen. — Phot. Fischer Frères, Vevey.

sich verändernden Himmel noch eine eigene Dramatisierung erfuhr, hat sich ganz besonders dramatisch dieser Augenblick gestaltet. Nach langem wechselvollem Kampf zwischen tapfer wehrhaften Fetzen blauen Himmels und den nächtlich schwarzen Regenwolken hatten diese allmählich die Oberhand gewonnen. Einige seltene Tropfen fielen. Man sah es unvermeidlich kommen. Bis das Gewitter der Dichtung glücklich vorbei war, mußte das wirkliche gerade mit vollen Güssen da sein. Aber die Priesterin hatte den Dankeshymnus, dem man so grausamen Hohn beschieden meinte, noch nicht zu Ende gesungen — sie sang ihn strahlend und unbeirrt mit zuversichtvoller Glaubensstärke in die schwarze Decke hinein — da klärte es sich wieder, und als sie zu Ende kam, da stand sie mit all ihren glänzenden Scharen in einem Strom der goldensten Sonne, die aus offenem blauem Himmelsgrund in die schöne Menschenpracht herniederbrach, tausendfach wiederblitzend. Mit sieghafter Macht hatte die Diva die Regennacht fort- und die triumphierende liebe Sonne herausgesungen.

Jetzt wurden die Garben auf die Wagen geschichtet, hochauf, und das Dreschen und das sichtende Werfen der Körner begann; im Liede sah man schon das fertige wackere Brot, derweil sich eine leibhaftige Mühle einstellte zur Aufnahme für all das frische Jahresgut.

Damit ist nun erst des weiten Landes Sommer erzählt. Ist er da unten die Kernzeit des Jahres, wieviel mehr bedeutet er für die Alp, wo er wahrhaftig einzige Jahreszeit ist, wo kein Frühling gilt und kein Herbst und der Winter tot ist.

Neben dem Bauern der Senn. Der Ranz des Vaches hat diese Folge des Festes über alle Welt berühmt gemacht. Allüberall haben sie ihn seither hören wollen, den Notar von Bulle, der heut wieder wie das letzte Mal im unvergessenen Jahre 1889 in seiner Stattlichkeit seine Alpgesellen und seine prächtige schwarzweiße und rotfleckige Herde führt. Die prachtvollen Stiere und Kühe und Kälber mit ihrem flotten Geläute haben wieder einen und noch den größern Erfolg feiern können vor der Schaf- und Geißenherde der kleinen Frühlingsschäfer. Einzelne der riesigen Glocken sind wahre Kunstwerke und gewinnen in ihrer Schönheit und Größe einen weihevollen Charakter.

Die glückliche Hand, mit der die Verfasser wiederholt auf die Volksweise greifen, hat den Sennen die Chanson de la Mi-Eté gewählt, die ihnen Juste Olivier geschenkt, „der Jeremias Gotthelf der welschen Schweiz". In ihrer liebenswürdigen Schlichtheit verdient sie ganz hergesetzt zu werden.

Voici la mi-été, bergers de nos montagnes,
Compagnons et compagnes
Que ce jour soit fêté!
Voici la mi-été.

Vom Winzerfest in Vivis. Herbst. Tanz der Kanephoren (Korbträgerinnen) und der «Feuilles mortes». — Phot. A. Krenn, Zürich.

Nous autres montagnards avons aussi nos fêtes,
Le ciel bleu sur nos têtes,
Fiers de nos fiers remparts.
Nous autres montagnards.

Allons, jeunesse, allons, la danse vous appelle.
Que chacun ait sa belle,
La rose des vallons.
Allons, jeunesse, allons!

Les roses de nos monts, seules n'ont point d'épines.
Telles, douces et fines,
Celles que nous aimons.
Les roses de nos monts.

Notre salle de bal est la verte pelouse.
Si le ciel nous jalouse,
L'étable n'est point mal
Pour la salle de bal.

Les filles, les garçons à tourner se hasardent,
En tournant se regardent.
On connaît ces façons
Des filles, des garçons.

Les yeux noirs, les yeux bleus et le petit sourire
Tout muet pour tout dire
Ont commencé leurs jeux.
Les yeux noirs, les yeux bleus.

Plus d'un regarde aussi, qui n'est pas de la danse,
Mais il rêve en silence
Que jeune il vint ici;
Lui donc regarde aussi.

Ainsi nous de Gryon, dansons en Taveyanne
Comme ceux de Lausanne
Dansent sur Montbenon.
Ainsi ceux de Gryon.

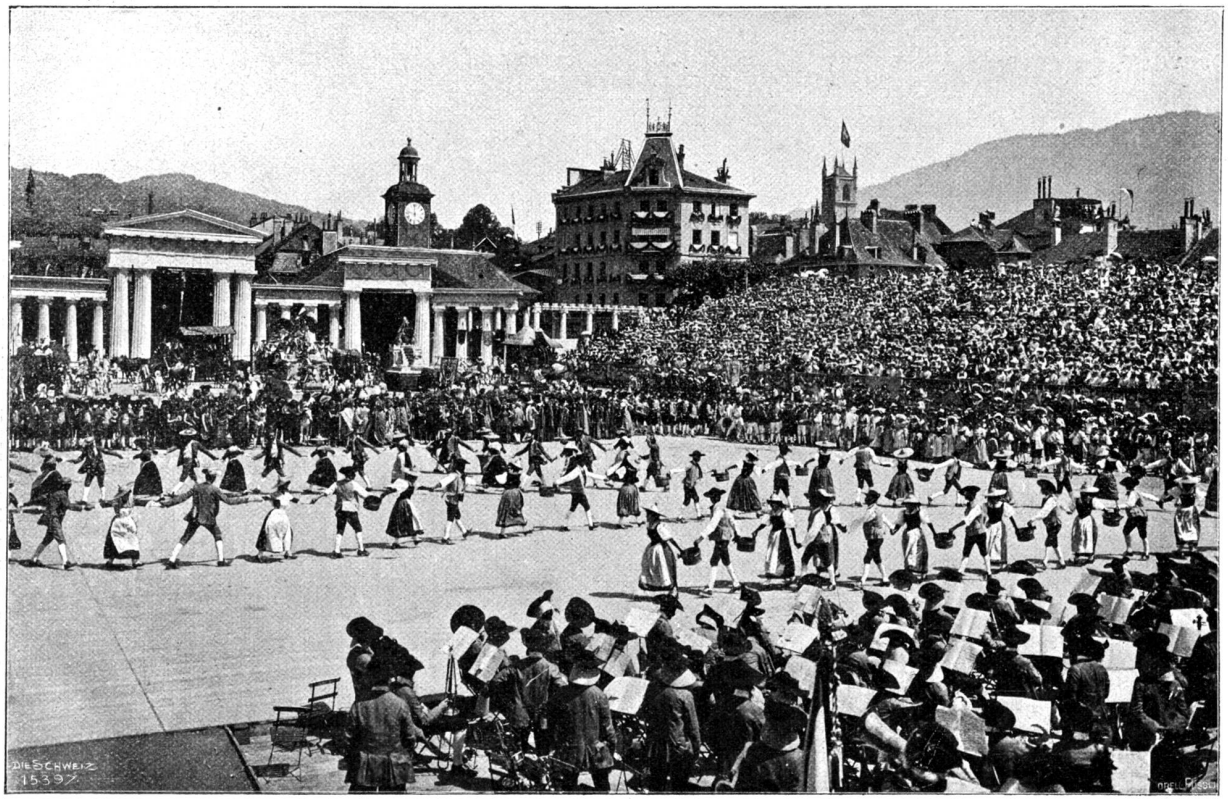
Die Montferrine und die Allemande werden getanzt, die Ringkämpfe spielen; dem Sieger aus allen wird von der Schönen, der das große Amt geworden, der Kranz aufs Haupt gesetzt. Und über dem sind in mehr oder weniger Seelenruhe die Kühe gemolken und ist dem Herrn Abbé eine Probe des frischen Rahmes zum Trunk aus währschaftem Holzgeschirr überreicht worden. Indessen hat sich bereits ein Teil der allgemeinen Spannung auf Placide Currat gerichtet, der endlich mit dem Ranz des Vaches dem Zauber um das Alpleben die Krone aufsetzt. «Les z'armailli dei Colombettè!» Der Refrain des „Liauba, liauba!" wo die Sennen alle leise die Häupter ihrer Prachtstiere fassen und mit sanftem Wiegen das große Läuten anheben, wird einem das Leben lang anklingen und wiederläuten.

Wenn die Sennen heimwärtsziehen, zieht auch langsam der Sommer davon.

«Entendez-vous sonner les cors . . .»

Das ist der Herbst!

Der abziehende Sommerchor besingt den nahenden, vordrängenden, heranwogenden, fallenden, stürmenden Herbst, den Herbst „mit dem goldenen Helm" in glänzender Wunderrüstung, im roten und goldenen Mantel. Er kommt als friedlicher Eroberer vorerst, der die roten Früchte über Nacht vor die Türe rollen läßt. Er pflanzt seine Fahnen auf und führt die braunen Faune im Gefolge, die ihm das Lager zum Schlummer schütten, tief und weich, aus welkem Laub.



Vom Winzerfest in Vivis. Herbst. Winzertanz: «La Coquille». — Phot. A. Krenn, Zürich.

Der Herbst kommt!

Wie brennende Wälder kommt es daher, leuchtend und tosend! Stolz prangend ziehen die sechs Rappen im kühnen, vollen weißen Federbusch, jeder seinen zitronengelb gewandeten Mohren zur Seite, den bakchanalverzierten Wagen des schönen jungen Gottes auf den Plan, in die Mitte, daß die Seinen und die Menschen und die Erde ihn feiern, und mit ihm trollt sich sein dickwanstiger Silen, trunken, daß sie ihn von rechts und links auf seinem Esel oben halten müssen. Er soll vor sechzehn Jahren den göttlichen Knaben Dionysos selbst gespielt haben. Sic transit gloria mundi!

Eine jede Jahreszeit führt die drei Standarten ihrer Monde. So sind es Skorpion, Schütz und Steinbock auf den Fahnen im Stil, wie sie an Prozessionen getragen werden. Die Bezugnahme, mit der sich die Gruppen der Jahreszeiten je unter das Zeichen ihrer am Himmel waltenden Sternbilder stellen, bringt ihre eigene, fast mystisch feierliche Note in die Stilisierung des Festes und des Schauspiels, besonders am Schluß, wo die zwölf in der Reihe ein Bild fast für sich über all dem Volke der Menschen stehen.

Abwechselnd rot, tief karminrot, und dunkelblau, die fruchtbeladenen Körbe auf den jungen blühenden Häuptern, groß und ernst, wie Karyatiden an Tempeln, mit Statuenrhythmus im gemessenen Schreiten und Wiegen, Neigen und Beugen tanzt die Kanephorenschar dem Gott ihren Hymnus vor. Da schwirrt es auf. Und um ihren reicherhabenen stillen und strengen liturgischen Reigen, den wir von Ewigkeit zu kennen meinen als die selbstverständlichste aller Anbetungsformen, als die Ursprache von Menschen mit Göttern zu reden, löst sich aus der Tiefe und von den Flügeln der Herbstscharen das wirre Volk des welken Laubes, die «Feuilles mortes». Wer hat nicht das Bild von Ernest Bieler im Gedächtnis, das unter diesem Namen seine Runde gemacht und so tiefen mächtigen Eindruck hinterlassen? Nun, aus diesem Bild muß Jean Moray sein geniales Ballet der welken Blätter gemacht haben. Nur daß er die Reihe, die wir dort gefunden, zu einem ganzen Volk entwickelt, zwischen die dorther bekannten Farbentypen eine ganze Unendlichkeit von Nüancen hineingedichtet hat. Mit der Natur selbst scheint es der Maler aufnehmen zu wollen, der diese Skala oder besser noch diese Skalen herausgebracht, gefunden, entdeckt hat. Ist es überhaupt noch nötig zu betonen, daß die riesenhafte Summe von Kostümen mit all der Arbeit und dem Können, die sie verlangt hat, den Maler als dritten im Bunde eine ebenbürtige Stelle gibt neben den Verdiensten des musikalischen und des dichterischen Schöpfers dieses Winzerfestes, des Komponisten und Dirigenten Gustave Doret aus Vevey und des Bruders René Moray, der es gedichtet und in Szene gesetzt hat? Hier aber hat der Maler unbestritten sein Meisterstück geleistet. Wenn es an diesem antiken Festspiel etwas gibt, was die Antike schwerlich gehabt hat, so ist es der raffinierte Reichtum an Farben, dessen Herstellung dann zur Abwechslung einmal ein Verdienst und ein Triumph unserer Tage, des heutigen Standes in der Technik wäre. Was da alles liegt zwischen den leuchtenden und den fahlen Dominanten, zwischen Rot

Vom Winzerfest in Vivis. Herbst. Bakchantentanz. — Phot. Fischer Frères, Vevey.

und Grau, zwischen Grün und Braun, Gelb und Purpur, bringt in solcher ganzen, unerhörten Masse der Herbst nur in seinem ganzen langen Laufe hervor. Hier aber tanzt alles durcheinander, hier in grausamem Riesenwirbel und dort in launigen Seiten- und Einzelsprüngen, jetzt in tollen, lustigen Feuergarben, in Schwärmen und Trüpplein, in langen Reigen und Girlanden und dann wieder in wehmütigem, langsamem Hinsinken, bis sie alle da und dort zerstreut verloren, todmüd liegen bleiben oder zu den Füßen der Kanephorengruppe in letztem rührendem Todesflackern sich hinlegen — wie — eben wie welkes Laub: «Feuilles mortes»!

Man sollte meinen, nach diesem Doppeltanz, hier Hymnus und da tobende, lustige, tolle Orgie des Blättervolkes, mit der edeln Schlußfigur der einen und der unsagbaren Stimmungsmacht im Hinsterben der andern habe das Werk eine Höhe der Wirkung erreicht, auf der es kaum mehr weiterzuführen gewesen. Und die Feuilles mortes hört man auch wirklich allgemein das Kühnste und das Unvergeßlichste unter all dem Unvergeßlichen nennen: von einem Abfallen aber dürfte doch selbst jetzt nicht die Rede sein. Die Schöpfermacht hat bis zum letzten Tanz und Chor mit aller Vollkraft geschaffen und auch gewirkt. Daß nach dem Kanephoren- und Laub-Ballet noch das der Bakchanten zur ganzen kolossalen Wirkung gekommen, wie sie am Schluß noch einmal eintreten mußte, grenzt ans Unerklärliche, möchte man in der Erinnerung sich selbst kaum glauben.

Der Hohepriester des Bakchus (Herr Troyon-Blaesi) und der Chor rufen ihn jetzt bittend an, den weinlaub- und epheubekränzten jungen Gott, der den Thyrsus und den Becher aus Buxhält, daß er niedersteige die Triumphtreppe dieser Terrassen, da vom See zum hohen Fels hinauf die Rebe sich rankt. Daß er niedersteige beim Schall der Cymbeln: «La lèvre en fleur et le regard brillant», daß seine gütige Hand die goldnen Körner in ihren kristallenen Hülsen aufgehen lasse, daß er die Trauben von Honig erschwellen lasse, bis Rebstock und Spalier sich neigen, daß er in roten Sturzbächen das Oktoberblut in die Standen rinnen lasse:

Descends à nous, jeune dieu de l'automne,
Mêle ton rire aux éclats de nos voix.
Fais bouillonner le vin doux dans la tonne,
Mets ton ferment dans les douves de bois.
Verse à nos coeurs ta divine chaleur
En rallumant le feu de la jeunesse.
Fais resplendir les rêves de l'ivresse
Et donne nous l'oubli de la douleur!

Die Arbeit des Winzers kommt von ihren ersten Anfängen an zu Darstellung und Wort. Zuerst im Frühling kommt das Ablauben, dazu ein Volkslied von Dénéréaz, das uns die ganze Weisheit über diese Arbeiten zu Gemüte führt, das richtige Schneiden, das Erde- und Misttragen, das Pflanzen neuer Schosse, das Jäten u. s. w. Denn die langen Winterabende haben die Fässer geleert, und wenn man ihnen den Bauch wieder einigermaßen füllen will, so heißt es sich rühren. Und wenn der Lump, der Mehltau, wieder kommen sollte, so heißt es gar noch tüchtig schwefeln, sonst hat man am Neujahr das Vergnügen, statt des weißen Weines das Wasser von Les Avants zu trinken. Auch die Weinlese hat ihr Volkslied erhalten; es ist von Louis Favrat und gleich seiner Schwester vom Frühling in Patois. Die Weinlese ist hierzuland mit ihrem Kußjux noch lustiger und dramatischer als anderswo. Einen Kuß muß sich

nämlich jede Winzerin gefallen lassen, die auch nur eine Traube flüchtiger Weise vergessen hat. Der Entdecker läßt sich dann den Verleiderlohn selten genug entgehen. Und über all dem muntern Treiben schwebt dann noch der Gedanke an den lustigen Tanzabend nachher, mit der Violine. Dann kommt da erst noch die Taufe vorbei. Das gibt sich ja gern auf den Herbst. Und die jungen Leute haben ihren wackern Scherz dabei. Die Traubenpresse, die lustige, freundliche Weinlaube tragen auch ihr gut Stück Wirklichkeit in das Fest, und ein Lied folgt dem andern, der Fille du Vigneron von Juste Olivier die Chanson de Claudine, zu der die Paare in kübelverbundener Kette die Coquille tanzen.

Aber da fliehen sie alle in jähem Schreck davon; denn der Hohepriester ruft auf zum Bakchanal. Er ruft die Faune, die Silvane. „Eilt herbei beim Klang der Schalen, kommt zuhauf, Traube im Maul und wild den Blick!" In gräulichen Sprüngen sollen sie daherkommen und zum Himmel ihren Orgienschrei schleudern, ihr Evoë, klatschen mit den Händen, rot vom Saft der zerdrückten Trauben, und mit fliegenden Haaren tanzen, tanzen, schreckliche Reigen, die tollen Mänaden. Zurück ihr Kinder, zurück ihr Frauen! Ein schrecklich Feuer ist in ihnen, und in schluchzendem lachendem Wahn brechen sie alles.

Da brechen sie auch alle vor, und von den wilden hinreißenden Strophen, von betäubendem Lärm begleitet, tanzen sie selbst, Bakchanten, Faune, Mänaden ihren schrecklichen, lärmenden, sinnbetörenden Tanz, wilder und wilder, leidenschaftlicher, wütend, mit dröhnenden Tamburinen, mit flutendem, mächtigem, dunkelm Haar; orangegolden flattert's um die braunen Mänaden und brennend zusammen mit dem safrangelben Gewand unter den fliegenden Pantherfellen ihrer Gesellen. Ein furchtbarer, nicht enden wollender, immer neu anschwellender, immer höher und lauter aufbrausender Taumel scheint alles in einem dämonischen Wirbel aufzureißen. Jetzt sind sie alle seine und nur des Dionysos Geschöpfe, alle sein, bewußtlos berauscht, in seinem Zauber hin- und her-, auf- und niedergeschleudert; der milde Eroberer ist zum reißenden, alles liebestoll bezwingenden, wahnumschlingenden, wahndurchglühenden, zum tobenden Feuerdämon geworden. Das dreht sich und wogt, wogt und dreht sich — immer toller — mehr als Aug' und Ohr überhaupt fassen wollen!

Das ist das Ende.

Nach und nach haben sich alle Gruppen wieder gesammelt und vereinigen sich nun zum großen, erhebenden Schlußchor, zur Hymne an die Arbeit, die fruchtbare, heilige, mächtige und nochmals die fruchtbare Arbeit: Travail sacré qui hâles les visages. Im Hintergrund die Bannerträger begleiten es mit ihrem Fahnenschwingen.

Es senkt sich kein Vorhang. So bleibt das unvergleichliche Bild vor uns, wie wir immer und immer zurückschauend selbst im Gewoge der andächtig gebannten Gemeinde doch langsam, langsam davon gedrängt werden. Es ist ein sehr schwerer Abschied. Wir haben noch kaum angefangen, an das Herrliche vor uns zu glauben, und jetzt ängstigt uns ein Gefühl, es könnte, schon vorbei, zum Traume werden. Aber wir haben es erfahren: es leuchtet vom Winzerfest eine so farben- und rhythmenmächtige Pracht in uns nach, wie bloßes blasses Träumen sie nicht ausstrahlen kann. So muß es denn also wahr gewesen sein.

(Schluß folgt).

Erik

Ein Bruchstück von **Johanna Siebel**, Zürich.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

Der große Mann aber scheint wieder ganz Ruhe. Die zum raschen Griff ausgestreckte Hand stützt sich leicht auf eine Stuhllehne, er mißt Beate mit einem langen, halb spöttischen, halb überlegenen Blick. Nur seine Stimme verrät eine verhaltene Erregung, als er jetzt in gezwungen gelangweiltem Tone entgegnet: „Nimm mir's nicht übel, Beate; aber ich kann mit dem besten Willen kleinen Kindern nur ein sehr minimales, in den meisten Fällen gar kein Interesse abgewinnen; es geht mir mit meinen Kindern genau so. Gewiß, es ist ein schöner und anscheinend auch intelligenter Knabe! Aber das ist ja die reine Gefühlsvöllerei, die du mit ihm treibst! Ungesund, auch nicht gerade geschmackvoll ... und, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, zwecklos, aufregend für dich und das Kind! Es scheint ohnedies sehr zart zu sein. Im übrigen ist es mein bestimmter Wunsch, Beate, daß du diese maßlose Liebe zu dem Knaben meisterst ... Hast du gehört, Weib?"

Der Stimme Klang ist hart und herrisch geworden, und bei den letzten Worten gleitet der befehlende Blick dunkel, rätselhaft über den bleichen Knaben, und Erik muß urplötzlich, er weiß nicht warum, an die oft gehörten Worte denken: „Am besten wär's, wenn er stürbe!"

Klein-Erik, der die erbarmungslosen Worte seines Vaters in ihrem eigentlichen Sinne natürlich nicht verstanden hat, hält jäh inne in seinem Werben um des Vaters Gunst und fährt zusammen bei dem Rätselblick. Es legt sich etwas Eisiges auf seine kleine warme Seele; seine schlanken Glieder verlieren die anmutige Lebendigkeit, seine großen lichten Augen blicken tiefen, verständnislosen Schrecken. Sein Mündchen zuckt, und über das tieferblaßte Gesichtchen rollen Tränen.

Auch die bleiche Frau ist zusammengefahren, als empfinge sie die scharfen Streiche einer Peitsche, bei den grausamen Reden, aus denen soviel brutale Selbstherrlichkeit klingt, die so von diabolischem Machtgefühl durchsättigt sind. Schlaff glättet sie mit den schmalen Händen das Kleid. Und als sie des Kindes Tränen erblickt, sein stummes Weinen fühlt, beugt sie sich müde nieder zu dem schönen Knaben: „Kleiner Junge," haucht sie mit fast versagender Stimme, „lieber, kleiner Junge, wein' doch nicht!"

Da will Erik die Marter der Mutter mindern und schluckt krampfhaft an dem Weinen, das ihm so bitterheiß und würgend in die Kehle gestiegen. Er weint auch nicht, als der hohe, schöne Mann die bleiche Frau rauh am Arme faßt und mit harter, zorniger Stimme sagt: „Es ist genug, Beate, mehr als genug, komm jetzt!"

Er stand nur nachher lange, lange mit aufgestützten Armen am Fenster und schaute in das Sonnenlachen. Aus seinem blassen, grüblerischen Gesichtchen, aus seinen schweren, sinnenden Augen, die oft mit einem ganz verwirrten Ausdruck in das Glitzern und Leuchten da draußen starrten, sprach ein großer, grenzenloser Jammer, ein mühsam Denken, das völlig fassungslos dem Leben gegenüberstand.

Von dem Tage an wurde seine stille, sonnige Heiterkeit seltener, in dem Maße, wie die Unruhe, die Sehnsucht seiner Mutterliebe verlangenden Kinderseele größer und brennender wurde. Hanna bemerkte die Veränderung in ihres kleinen Buben Wesen gar wohl. Die ganze, süße, herzbestrickende Art der Mutter hatte er für einmal selber wonnevoll erfahren; die Erkenntnis, daß herbes Leid in ihrem Wesen war, steigerte sein Verlangen. Auf seinem vornehmen Gesichtchen lag ein unbeschreiblicher Ausdruck von Schwermut und Warten und Sehnen,